

In der Chefetage bleibt das Grossbürgertum unter sich

Mit mehr Bildung wollte die Politik für mehr Gleichheit sorgen – der Erfolg ist jedoch kümmerlich. Aus einem naheliegenden Grund



Katja Rost

Noch zu Zeiten unserer Grosseltern durfte und konnte nur ein Bruchteil der Bevölkerung studieren: die Söhne des gehobenen Bürgertums. In den heutigen Wohlfahrtsstaaten dagegen stehen Hochschulen jedem offen, unabhängig von Wohlstand und Bildung der Eltern. So verdoppelten sich die Studierendenzahlen in der Schweiz seit 1990. Auch das Angebot berufs begleitender Weiterbildungsstudiengänge wie CAS, MAS oder MBA wächst und wächst. Ursächlich ist die Bildungsexpansion der sechziger Jahre, die durch den Ausbau von Bildungssystemen Ungleichheiten in Einkommen und Status verringern wollte. Von Chancengleichheit ist man dennoch weit entfernt, besonders in den Chefetagen der Wirtschaft.

Zwar ist eine akademische Ausbildung im Management heute unabdingbar: Neun von zehn Schweizer Spitzenmanagern haben studiert. Das mit Abstand wichtigste Kriterium bleibt aber die soziale Herkunft. So stammen schätzungsweise 85 Prozent des

Spitzenkaders aus den Familien des gehobenen Bürgertums, obwohl diese Schicht in den Geburtsjahrgängen derzeitiger Manager gerade zwei bis drei Prozent der Erwerbstätigen ausmacht. Am ungleichen Zugang zu Elitepositionen hat die Bildungsexpansion also wenig geändert. Die soziale Herkunft beeinflusst die Rekrutierung von Topmanagern auf diffizilere Weise, als dies öffentliche Bildungssysteme zu steuern vermögen.

Im Gegensatz zu Frankreich oder den USA existieren in der Schweiz keine Eliteausbildungsstätten, etwa Grandes Ecoles oder Public Schools, die die soziale Auslese übernehmen. Entgegen der verbreiteten Meinung hat nur jeder fünfte Schweizer Topmanager in St. Gallen, an den ETH oder in Zürich studiert. Allerdings bestimmt die Persönlichkeit, ob jemand eine Spitzenposition erreicht. Die Kandidaten müssen die in solchen Positionen geltenden ungeschriebenen Regeln kennen. So demonstriert die richtige Kleidung – schwarze Strümpfe, Massanzug, Uhrenmodell – nicht nur Parkettsicherheit, sondern stellt auch sicher, dass die Kandidaten geeignete Repräsentanten des Unternehmens sind. Kleidung stiftet zudem Zusammengehörigkeit, weil man sich in puncto Geschmack auf demselben Niveau bewegt wie zukünftige Kollegen. Bei den Umgangsformen verhält es sich ähnlich. Bei einem Geschäftsessen sollte man weder den Hummer vom Teller springen lassen noch bei der Weinbestellung sagen, die Sorte sei egal.



Die Kandidaten müssen die in solchen Positionen geltenden ungeschriebenen Regeln kennen.

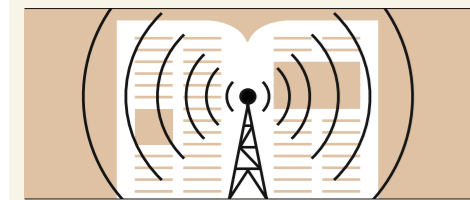
Auch schwitzige Hände, die Vermeidung direkten Blickkontaktes, eine leicht verkrampfte Sitzhaltung oder ein hektischer Redestil sind peinlich. Zum souveränen Auftreten gehören ebenso der respektvolle Umgang mit rangniedrigeren Personen und eine profunde Allgemeinbildung. Gespräche über Musik, Kunst, Literatur, Geschichte, Religion machen nicht nur die Hälfte der Kommunikation mit Kunden und Kollegen aus, sondern schaffen auch Vertrauen, weil man auf der gleichen Wellenlänge liegt. Die Allgemeinbildung ist mitunter das ausschlaggebende Auswahlkriterium bei Spitzenpositionen. Auch wird von den Kandidaten keine Beamtentalität, sondern unternehmerisches Denken und Risikofreude erwartet.

Aus diesem Grund stellt das gehobene Bürgertum weiterhin den Grossteil der Schweizer Wirtschaftselite. Deren Nachwuchs verfügt in der Regel über jenen Habitus, der im Topmanagement wichtig ist. Oder wie Bourdieu einst formulierte: «Wer über einen kleinbürgerlichen Habitus verfügt, der hat eben auch, wie Marx einmal sagte, Grenzen seines Hirns, die er nicht überschreiten kann.» Soziale Ungleichheit zementiert sich, weil das Wissen, wie man Karriere macht, vererbt wird. Was wäre, wenn das Los über Spitzenpositionen entscheiden würde?

Katja Rost ist Soziologieprofessorin an der Universität Zürich.

Medienkritik

Die Leisen werden die Ersten sein



Peer Teuwsen

Journalismus ist ein einsamer Beruf. Und das ist ein Problem. Weil man meist in ein schwarzes Loch hineinschreibt – oder hineinsendet –, kann man krank werden. Und wer krank ist, schreit nach Hilfe. Das ist der Grund, warum sich so viele Journalistinnen und Journalisten auf den sogenannten sozialen Netzwerken tummeln. Sie gieren nach Anerkennung ihres Tag- und oftmals auch Nachtwerks. Und dort ist jedes Herzchen, das auf Facebook gedrückt, jeder Artikel, der auf Facebook geteilt wird, Labsal für die geschundene Seele. Leider werden im Internet diejenige mit besonders viel Rückmeldungen bedacht, die am lautesten nach Hilfe schreien.



Hierzulande gewinnen jene Medien, die leise, lokal oder in Nischen unterwegs sind.

Diese Gier nach Aufmerksamkeit ist allerdings schlecht für die Arbeitgeber dieser Journalisten. Denn wie die letzten Leserzahlen der Werbemarktforschung (Wemf) zeigen, gewinnen hierzulande jene Medien, die leise, lokal oder in Nischen unterwegs sind. Oder sie verlieren immerhin weniger als der Durchschnitt.

Die lauten, wie etwa die «Basler Zeitung» oder der «Blick», die mitunter mit grossen Buchstaben Jagd auf Menschen machen,

haben deutlich Mühe. Der «Basler Zeitung» sind so viele überdrüssig geworden, dass sie sogar ihrer Selbständigkeit verlustig gegangen ist und an Tamedia verkauft werden musste. Wer hingegen auf die seriöse, ausgewogene Recherche, auf gut lesbare Erklär- und Ideenjournalismus, also auf das Leise, setzt, wird belohnt. Die Welt ist doch schon laut genug.

Vergleichsweise gut geht es auch den meisten regionalen Titeln, obwohl sie von den Verlegern zumengesparrt wurden. Das kann nur eines heissen: Es gibt ein Bedürfnis fürs Lokale. Die Menschen wollen wissen, was vor ihrer Haustüre passiert. Ein Verleger, der also gut beraten sein will, der sollte ins Lokale investieren – was aber teuer ist. Eine Meinung zur Welt für den überregionalen Mantelteil bekommt fast jede billige Schreibkraft hin, aber über die Mächtigen im eigenen Dorf kritisch und doch anständig zu schreiben, das braucht Zeit, Hartnäckigkeit und Haltung – diese Heilige Dreifaltigkeit des Lokaljournalismus beherrschen nur wenige.

Und auch die Nischenprodukte können gefallen, wenn sie gut gemacht sind, wie etwa die steigenden Leserzahlen für das Elternmagazin «Fritz + Franz» zeigen. Wer einen dauerhaften Mehrwert bietet, wer nicht jeden Tag oder jede Woche eine neue Sau durchs Dorf treibt, bekommt Anerkennung, in Form zahlender Leser. Und das wird ja über kurz oder lang die einzige harte Wahrheit sein, die unseren wunderbaren Beruf heilt. Das sind doch gute Nachrichten, nicht?

Grenzerfahrung

Positives aus dem Süden

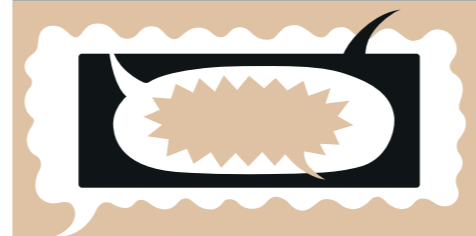


Barbara Hofmann

Herr Kästner, wo bleibt das Positive?, wurde der Schriftsteller Erich Kästner immer wieder in Briefen gefragt. Auch Journalistinnen und Journalisten hören häufig den Vorwurf, sie schrieben nur über Negatives. Deshalb berichtet die Kolumnistin heute über Positives. Davon gab es im Tessin einiges in den letzten beiden Wochen. Drei Dinge seien hervorgehoben, die in der Deutschschweiz kaum zur Kenntnis genommen wurden.

Da war zuerst Richter Siro Quadri, der vier Journalisten vom Vorwurf freisprach, sie hätten sich geschäftsschädigend verhalten, als sie über einen schweren Kunstfehler in einer Klinik in Lugano berichteten und den Versuch, ihn zu vertuschen. Richter Quadri entschied gegen den Staatsanwalt und gegen den politisch erzeugten Druck für einen Freispruch: Journalisten seien die Wachhunde der Gesellschaft, sie müssten bellen dürfen, um ihren Job gut zu machen.

Das zweite positive Ereignis: Der Kanton Tessin, wo die Regierung nur aus Männern besteht, erhielt seine fünfte Grossratspräsidentin. Und was für eine: Pelin Kandemir Bordoli ist eine intelligente Frau, die in Ankara auf die Welt kam und dort aufwuchs,



Showdown

Claudia Mäder

Vor 400 Jahren stürzten in Prag drei Männer aus dem Fenster einer Burg. Danach herrschte in Europa 30 Jahre lang Krieg. Und das, obwohl der Flug nach 17 Metern glimpflich endete: Die hochdekorierten königlichen Beamten landeten mehr oder weniger unverehrt auf einem Misthaufen. So will es die Legende. Zu trauen ist ihr nicht – welche Stadt, die etwas auf sich gibt, versammelt ihre Exkremente an repräsentativer Lage? Gut, Zürich macht das: Würde ich meinen Kopf einmal ordentlich durchlüften wollen und mich allzu weit aus dem Bürofenster lehnen, dürfte ich hoffen, weich zu fallen – statt auf Valsler Quarzit zu prallen, würde ich zurzeit von zahllosen Ziegenbällchen empfangen. Knochen und Gelenke würden's dem «Knie» sicher danken, nur mit der Frischluft wäre es natürlich vorbei, wenn ich auf kotdurchsetzten Strohhallen zwischen Lamas und Zebras wieder zu mir käme. Aber eben, einen solchen Zirkus mitten im Zentrum veranstaltet eigentlich keine Stadt von gutem Geschmack oder Geruch. Und also sicher auch nicht Prag, das Paris des Ostens.

Trotzdem bleibt es Tatsache: Die fliegenden Böhmen trugen bloss ein paar Kratzer davon, die ihnen ein vorspringender Fenstersims zufügte. Die Forschung meint, dass die Schwere der damals modischen Männermäntel den Sturz der Herren bremste. Doch zugleich wurden die Beamten ohne Hut auf ihre Flugreise geschickt, und bekanntlich beflügeln nackte Häupter die Aerodynamik. Ein kniffliger Fall! War es zuletzt vielleicht doch die Jungfrau Maria, die die Defensivtrien vor dem Schlimmsten bewahrte? Viele Katholiken glaubten das. Mich überzeugt es nicht: Mit ihrer göttlichen Kraft hätte die Heilige ja wohl eher dafür gesorgt, dass das Fenster geklemmt und sich der ganze Mist nie ereignet hätte.

Barbara Hofmann ist Korrespondentin für deutschsprachige Medien im Tessin.

NZZ am Sonntag

Sika

Das Führungsteam hat viel riskiert – und gewonnen

Mit Sika-Zusätzen lässt sich eine Fluggpiste so rasch betonieren, dass bereits eine halbe Stunde später Flugzeuge darauf landen können. Fast so schnell wollte der französische Grosskonzern Saint-Gobain den hochprofitablen Zuger Bauchemie-Hersteller übernehmen. Saint-Gobain hatte im Dezember 2014 der Eigentümerfamilie Burkard ein Paket Stimmrechtsaktien abgekauft, mit dem sich Sika mehrheitlich beherrschen lässt. Die privilegierten Namenaktien wurden für die Gründerfamilie geschaffen, doch Saint-Gobain wollte sich damit billig die Kontrolle über Sika verschaffen. Geschäftsleitung und Verwaltungsrat unter der Führung von Paul Hälg wehrten sich jedoch energisch gegen das Vorhaben. Der geplante Coup weitete sich zu einem über drei Jahre dauernden Belagerungskrieg aus. Hälg und sein Team wurden mit Verantwortlichkeitsklagen eingedeckt, das Gehalt wurde ihnen gestrichen. Doch sie blieben standhaft – und arbeiteten so gut, dass sich der Aktienkurs seither mehr als verdoppelte. Das führte dazu, dass Saint-Gobain den Übernahmevertrag mit der Familie neu aushandeln musste. Sowohl die Familie wie auch der französische Konzern erhalten nun zwar mehr Geld, aber keine Kontrolle. Unternehmerisch hat sich jedoch das Sika-Kader verhalten: Es ging Risiken ein und wurde mit dem Erhalt der Selbständigkeit belohnt. (dah.)

Sterbehilfe

Liberaler Lösung muss verteidigt werden, auch mit Zwang

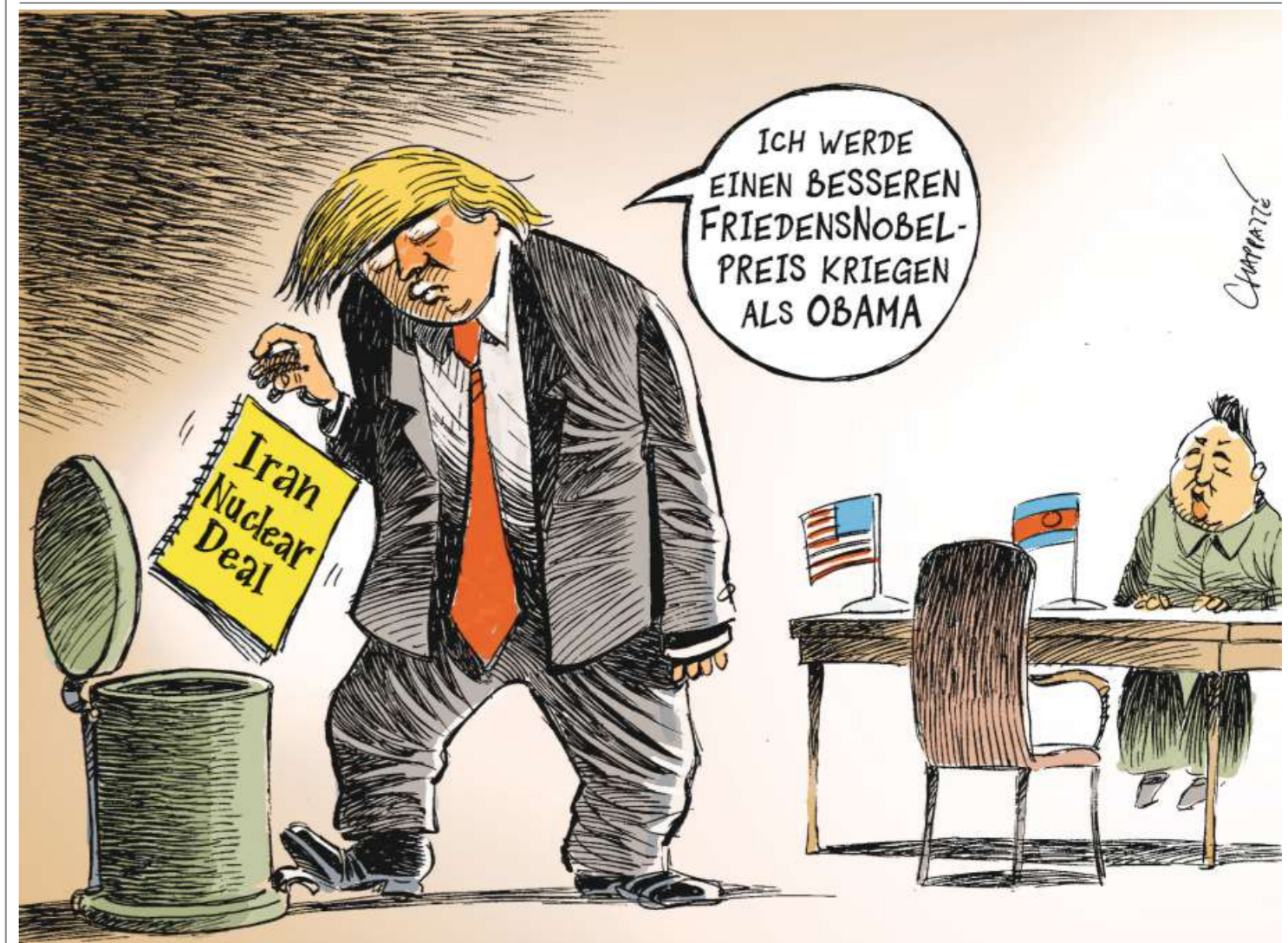
Ein 104 Jahre alter Australier ist seines Lebens müde und beendet es mithilfe eines Arztes. Wo? Natürlich in der Schweiz. Der Tod von David Goodall hat diese Woche Schlagzeilen gemacht, die liberale Schweizer Sterbehilferegulierung – die uneigennützig Beihilfe zum Suizid bleibt straflos – ist wieder einmal weltweit erklärt worden. Damit kein Zweifel aufkommt: Diese Regelung ist pragmatisch, sie ist richtig, und sie ist erprobt. Sie gilt, seit das schweizerische Strafgesetz in Kraft ist, also seit 1942. Aber wie so manche liberale Regel inmitten von Ländern mit restriktiven Lösungen ist sie stark gefährdet – durch ihren Erfolg, der längst zu einer seltenen Wortschöpfung geführt hat: Sterbetourismus. Wenn neue Schweizer Sterbehilfeorganisationen vermehrt auf ausländische Sterbewillige zielen und Sterbehospize betreiben, in denen in hoher Kadenz gestorben wird, dann missfällt das auch vielen Menschen, die an sich die geltende Regelung unterstützen. So steigt der politische Druck, die liberale Lösung einzuschränken. Darum ist es umso wichtiger, dass die Behörden all die bereits heute bestehenden Vorschriften streng vollziehen und den herrschenden Sterbetourismus so eindämmen. Gerade um die liberale Lösung zu retten. (tis.)

Freihandel

Der Mist ist noch nicht gekarrt

Nach monatelangem Sperrfeuer zeigt sich die Agrarbranche plötzlich offen für den Freihandel mit den Mercosur-Staaten. Das ist ein gutes Zeichen für die Exportindustrie, die von einer Öffnung der Märkte profitieren könnte. Und es sieht nach einem Erfolg für Bundesrat Schneider-Ammann aus, der kräftig für das Abkommen mit den Südamerikanern lobbyiert hat. Doch selbst wenn sie im Fall Mercosur nun einlenken, ist das grundlegende Problem der Bauern nicht gelöst: In den Freihandelsverhandlungen drängen fast alle Partnerländer der Schweiz auf eine Öffnung des Agrarmarktes. Bund und Bauern müssen einen Weg finden, wie unsere Landwirtschaft ohne hohe Schutzzölle über die Runden kommt. Er ist noch nicht in Sicht. (sbi.)

Chappatte



Der externe Standpunkt

Reden und Vorträge gegen das Tricksen in Bundesbern

Gegen Fake-News und glatte PR-Botschaften hilft nur die freie Rede. Die Bedeutung des Vortrags als Aufklärungsdienst an der Bevölkerung wird in der Politik eher noch zunehmen, meint Roger Köppel

Seit ihrer Gründung vor über fünfzehn Jahren erweist sich die «NZZ am Sonntag» als verlässliches Sturmgeschütz des Mainstreams gegen die Schweizerische Volkspartei (SVP). Ihre Journalisten beschäftigen sich, so weit mein persönlicher Eindruck, besonders leidenschaftlich mit dem stets unmittelbar bevorstehenden Niedergang dieser Partei, wobei sich die SVP gegen die Abgesänge – bis jetzt zumindest – als erstaunlich resistent erwiesen hat.

Letzte Woche erschien in dieser Zeitung ein weiterer Artikel, in dem der Autor sich am Rande auch mit meiner politischen Tätigkeit befasste. Ich sei als Parlamentarier blass, wurde da kritisiert, und tingle stattdessen nur mit Vorträgen «in einer Endlos-Show» durchs Land. Die SVP hingegen habe wenig von diesem «Infotainment», behauptete der Journalist zudem.

Was stimmt: Ich halte Reden und organisiere öffentliche Veranstaltungen. Unter anderem diskutiere ich regelmässig mit Vertretern anderer Parteien vor Publikum über aktuelle Themen. Kürzlich hatten wir Steve Bannon, den früheren Berater von US-Präsident Donald Trump, in Zürich zu Gast – mit 1500 zahlenden Zuschauern.

Es geht mir jetzt aber nicht um mich und meine Wirkung oder Nichtwirkung in Bern. Der Autor des Artikels unterliegt vielmehr einem Grundlagentrium, wenn er sich über Politiker lustig macht, die an öffentlichen Anlässen durch Vorträge oder Diskussionen mit den Leuten in Verbindung treten. Er scheint eine höhere Meinung von Parlamentariern zu haben, die sich als stille Schaffner jenseits der Öffentlichkeit in ihre Dossiers vergraben. Gegen solche Kollegen habe ich nichts. Auch ich muss ausserdem Berichte lesen und Sachgeschäfte stemmen. Aber es ist falsch, das eine gegen das andere auszuspielen.

Die pauschale Kritik an öffentlichen Auftritten unterschätzt meines Erachtens massiv die wachsende Bedeutung des

Vortrags in der Politik, und zwar als Aufklärungsdienst an der Bevölkerung. Ich bin der Auffassung, dass der unmittelbare Auftritt, das direkte Gespräch, die authentische Präsentation in Zeiten von Internet, Facebook, Google, PR-gesteuerten Fake-News und all den glattgebügeln, vorgekauften und zurechtgeschminkten TV-Soundbite-Kurzvorstellungen eine neue Dringlichkeit und Notwendigkeit erfährt. Der Augenkontakt zum Publikum, zum Wähler, zum Stimmbürger ist für mich eine Grundlage der direkten Demokratie, ja geradezu eine Voraussetzung ihres Gelingens.

Ich kann verstehen, dass ein Journalist, der die meiste Zeit am Telefon oder hinter seinem Computer sitzt, es fragwürdig findet, wenn ein anderer Journalist, der zu allem Überdau noch Politiker in der falschen Partei geworden ist, öffentliche Reden schwingt. Aus meiner Sicht sieht es anders aus. Seit ich als Nationalrat tätig bin, erlebe ich den politischen Betrieb direkt, ungefil-

Roger Köppel



Roger Köppel, 53, ist seit 2006 Chefredaktor und Verleger der «Weltwoche» in Zürich. Seit 2015 gehört er der Schweizerischen Volkspartei (SVP) an, die er seit demselben Jahr als Nationalrat mit dem besten Wahlergebnis in Bern vertritt. Köppel ist Chef des Dossiers Europa bei der SVP und tritt an Veranstaltungen als Redner auf.

Ich muss nicht immer andere Politiker fragen, um zu wissen, was läuft. Ich sehe die Akteure, ich höre, wie die Bundesräte reden. Leider stelle ich fest, dass es erhebliche Unterschiede gibt zwischen dem, was in Bern wirklich gesagt, und dem, was dann der Bevölkerung offiziell verlautbart wird. Die direkte Demokratie funktioniert aber nur, wenn die Bürgerinnen und Bürger von ihrer Regierung und von ihren Politikern fair und ehrlich informiert werden.

Noch etwas anderes kommt dazu: Seit ich mit einem auch für mich überraschenden Glanzresultat in den Nationalrat gewählt wurde, stelle ich fest, dass ich kaum noch eingeladen werde in die Sendungen des Schweizer Fernsehens. Ich nehme an, das hat auch damit zu tun, dass einige Fernsehmacher nach meiner Wahl ein schlechtes Gewissen bekommen haben, weil sie mich früher jeweils ziemlich oft in ihre Programme nahmen. Sie denken vermutlich, sie hätten unfreiwillig mitgeholfen, meine Bekanntheit zu steigern. Auch das ist ein Grund, warum ich vermehrt mit Vorträgen und Diskussionen auf den Direktkontakt mit den Leuten setze. Sie sollen sich selber ein Bild machen von mir und von dem, was ich zu sagen habe.

Wenn die Regierenden tricksen und täuschen, sind die Bürger gefordert. Die Schweiz hat ein einzigartiges Milizsystem. Für uns ist die Politik zu wichtig, um sie den Politikern zu überlassen. Deshalb habe ich mich entschieden, von der Seitenlinie aufs Spielfeld zu wechseln. Anstatt sich schreibend nur zu beschweren, darf man in der Schweiz aktiv eingreifen und seine Überzeugungen in die Praxis tragen. Durch das Peilen an Gesetzen, aber eben auch durch Reden, Vorträge und Diskussionen. Ist das blosses «Infotainment», wie die «NZZ am Sonntag» mäkel? Nicht so hochmütig, Kollege! Genau darum geht es doch in der direkten Demokratie: um die Kunst, wichtige Informationen verständlich und unterhaltsam vorzutragen.